

# Skizzen aus dem Bauernleben

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **215 (1936)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374987>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Skizzen aus dem Bauernleben



von Maria Dutli-Rutishauser

## Winterabend im Bauernhaus.

So oft mich das Erinnern an mein Vaterhaus ankommt, steht vor mir unsere Stube im Dämmer eines anbrechenden Winterabends. Und alle Leute, mit denen ich je über die alte Heimat plauderte, wußten das immer noch am besten, was an diesen einzigartigen langen Abenden im Bauernhause geschah.

Wohl ist die Zeit dahin, da in unsern Bauernstuben der Heimgarten gehalten wurde — wir haben ja keinen Hans mehr, den sie damals „hächeln“ mußten, keinen Rocken mehr, das Garn zu spinnen. Wir haben auch die Lieder nicht mehr, die einen Abend ausfüllten und die Stubenleute froh und heiter stimmten. Es ist auch nicht mehr die ruhige, beschauliche Zeit, die man im gemütlichen Beisammensein vertun konnte, ohne daß man Vereinspflichten versäumte, Vorträge nicht anhörte oder seinen abendlichen „Nebenverdienst“ schmälerte. Mit diesen Stubeten ist ja leider viel Poesie und Romantik verschwunden — viele Nachbarn wisse heute nicht mehr, wie's beim andern aussieht; sie sehen sich oft nur noch, wenn sie den Streit um die „verlegten“ Hühnereier austragen. Aber doch ist anstelle dieser schönen Sitte, bei Gesang und Arbeit den Abend zu verbringen, nämlich eine andere getreten, die nicht minder schön ist — der Abend in der Familie. Alles hat seine zwei verschiedenen Seiten, und so wird auch bei jenen Stubeten nicht immer nur gesungen worden sein — gar oft waren die abendlichen „Hocketen“ doch auch die Gelegenheit zu unliebsamen Streitereien, Schwätzereien und anderen dummen Sachen. Heute hat man diese wenigstens aus den Wohnstuben an geeignetere Orte verlegt!! — und so ist das Bauernhaus am Abend der Hort stiller Ruhe, frohen Beisammenseins von Eltern und Kindern geworden.

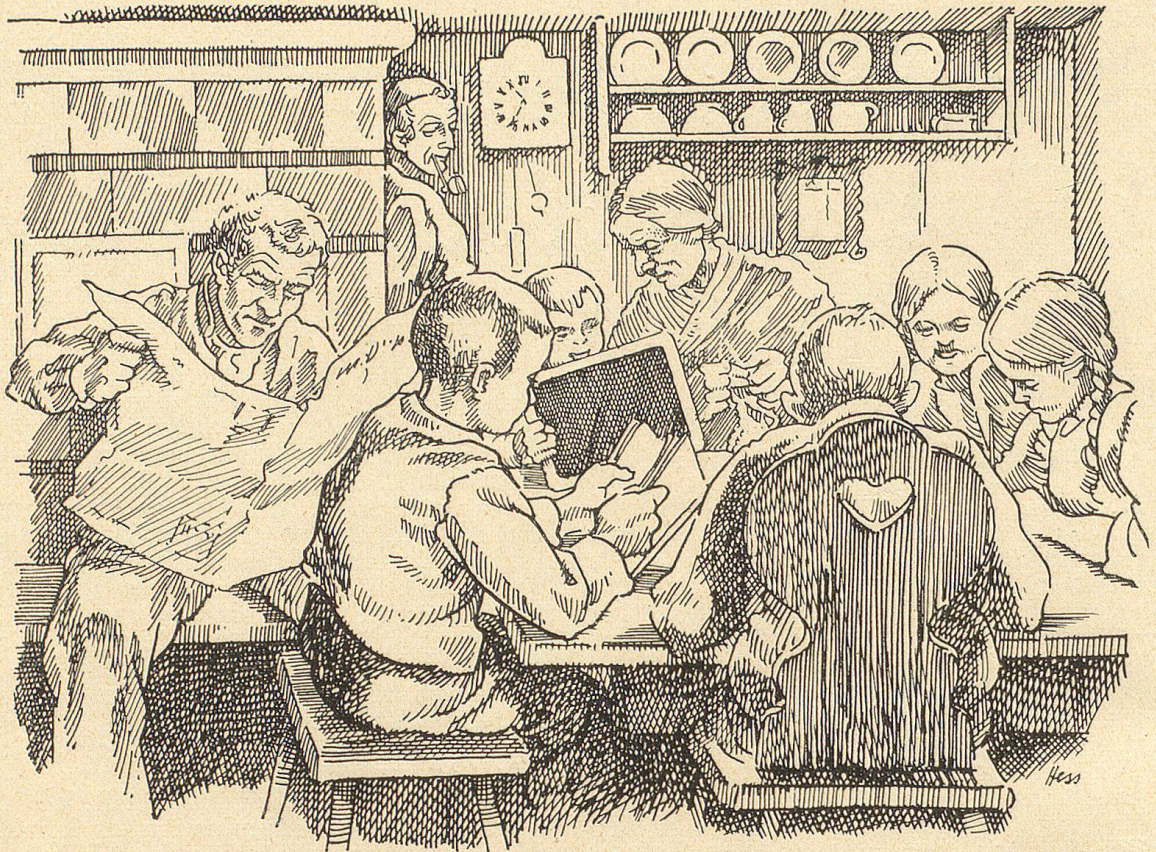
Den Auftakt zum Winterabend bildet im Bauernhause die Zeit, wo die Mutter alle ihre vielen Geschäfte außerhalb der Stube vollendet hat. Die Hühner sind versorgt, vor den „Faller“ hat sie wohlweislich ein Brett geschoben des Fuchses wegen, der beharrlich um den Stall geschlichen kommt. Dem Hunde hat sie die Streue geschüttelt und aus dem Schopf eine Buschel von respektablem Ausmaße hereingeholt. Die Bohnen für die morgige Suppe schwellen im Wasser und der Kaffee steht im Ofen —

man kann ihn jederzeit haben wie in der gangbarsten Konditorei.

So recht gemütlich wird es dann, wenn die Fensterläden geschlossen sind. Der Wind heult dann um die Hausecke und der heimkehrende Vater trägt seinen Hut voll Schnee herein und eine ganze Welle kalter Luft von draußen. Er wird samt seiner Kälte und Müdigkeit aufgenommen in den Zauber seiner warmen Stube; die Mädchen stellen ihm die Finken zurecht und rücken den Stuhl ganz nahe zum Ofen, der jetzt zum Mittelpunkt aller Liebe und Anhänglichkeit geworden ist. Mit hochroten

Backen erzählen die Buben von einer gewaltigen Schneeschlacht, aus der sie „natürlich“ als Sieger hervorgegangen sind. Dann mühen sie sich mit ihren Schulaufgaben ab und rezitieren ihre Sprüche mit so viel Eifer und Stimmverschwendung, daß die Schwestern beim Aufsatz aus dem Konzept fallen und die allgemeine Verwirrung nur durch Vaters Nachwort behoben wird. Die Mutter strickt eifrig an den warmen Strümpfen fürs Christkindli und deckt sie sorglich zu, wenn die Buben gar zu neugierig darnach gucken. Daneben aber ist sie Auge und Ohr für alles, was da in ihrem Bereiche geht — sie sieht es, wenn der Hans dem Peter eins versetzt und hört die alte Geschichte, welche Liese der Grete erzählt vom großen Klassenstreit in der Schule. Alles bucht sie in ihrem Gedächtnis und macht darnach das Budget für Weihnachten. Oder sie flicht ihre Erfahrungen geschickt in die Geschichte hinein, die sie nun den Kindern erzählt, wenn sie die Aufgaben fertig haben.

Eine Ungezwungenheit sondergleichen liegt über diesen Abenden daheim, eine Trautheit, die niemand nach den Freuden der Ferne oder der Lautheit des Wirthauses verlangen läßt. Es gibt da nichts Besonderes, man behandelt die Kinder freundlich, aber ohne viel Färllichkeit und doch bleibt ihnen das Andenken an diese Abende fürs ganze Leben. Lange weile kennt man da nicht. Diese Mußestunden sind so selten und so verdient, daß sie auch als solche dankbar hingenommen werden. Wenn dann auch im Stall Feierabend ist, und Söhne und Knecht auch am Tische sitzen, dann ist die einfache Bauernstube zu einer kleinen Welt für sich geworden, zu einem Reiche, das von diesem großen Tische aus regiert wird, dessen Herr und Meister der Vater ist, dessen Herz die Mutter in ihrer stets bereiten Fürsorge verkörpert. Diese Stube ist die Keimzelle der starken, schaffenden Menschen, sie ist der Platz, von dem aus die ihr zugehörigen Menschen alles erhalten, was sie für Leib und Seele bedürfen. Da holen sie sich des Hausvaters Weisung und Befehl, hier wird ihnen Lob und Tadel, und hier in dieser abendlich wohligen Atmosphäre erlangen die Jungen die Liebe zum angestammten Berufe, zu Arbeit und eigenem Grunde. Oder sie erlernen am nüchternen, sachlichen Urtheile des Vaters die Rätsel des Lebens ergründen; sie tauchen unter in die jahrhundertalte Tradition



ihrer Ahnen und holen sich aus ihrer stillen, hell-sichtigen Art das Rüstzeug für eine große Laufbahn. Wie manchem ward die Stille und Beschaulichkeit einer solchen Bauernstube die Schule, aus der er reif und mit hohen Idealen hervorging!

Wenn's im Bauernhause nacht, ist die Zeit da, wo alles feiert. Bücher und Zeitungen liegen auf dem Tisch — jedes ist auf seine Art daran, sich zu unterhalten. Der Vater orientiert sich über Politik und legt manchmal seine Stirne in böse Falten, wenn's wieder irgendwo dumm gegangen ist; er studiert die Marktberichte und macht in Gedanken den Plan für den nächsten Viehmarkt. Mutter strickt unverbrossen weiter, nachdem sie die Kleinen versorgt hat mit warmen „Kriesmanne“, die für jedes Bett auf der „Ofenkust“ bereitliegen. Nebenher aber liest sie auch Todesanzeigen, Unglücksfälle und praktische Winke und schielt zum Sohn hinüber, der — weiß Gott — in letzter Zeit nur Sinn hat für Kavallerieübungen und Heiratsanzeigen. Daran merkt sie, daß es eigentlich schon lang ist, seit sie selber jung und verliebt war! Die Mädchen aber haben sich den Teil der Zeitung angeeignet, der das Feuilleton enthält, und sie sitzen mit hochroten Wangen über den seltsamen Geschichten von Prinzessinnen mit blonden Haaren, Erbschaften und Morden — sie erleben erstmals das Aufregende einer Liebschaft und ahnen nicht, daß schon einer darauf wartet, ihnen den Traum der Liebe zur Wirklichkeit zu machen — so schaffige Bauernmädchen sind heute begehrte Persönlichkeiten!

Das Ticktack der Stubenuhr füllt das Schweigen

aus; hin und wieder lacht eines ob seiner Lektüre, und der Knecht zählt die Inserate mit verkäuflichen Stierkälbern her. Der heiratsfähige Sohn ist aber noch nicht dahintergekommen, warum viele Leute die Zeitung brauchen, wenn sie eine Frau wollen; er wüßte so viele Mädchen, daß das Jahr zu wenig Sonntage hat, sie mit dem „Gidgenossen“ alle zu besuchen!

Das Knistern im Ofen hat aufgehört. Mählich erlahmt auch Mutters Stricklust und Vater ist sanft und selig auf seinem Kanapee eingenickt. Weit und breit schläft das Dorf, so still ist alles, daß man gar nicht begreift, wie es Städte gibt und Menschen, die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen. Eins ums andere rückt seinen Stuhl unter den Tisch, legt säuberlich die Zeitung hinter den Spiegel und verschwindet mit „Kriesjack“ und herzlichem „Guet Nacht“ in den obern Stock. Friede deckt sie alle — Ruhe nimmt sie auf, und Gottes Auge wecht über dem Hause und der nachtdunklen Bauernstube.

### Jahrmarkt auf dem Lande.



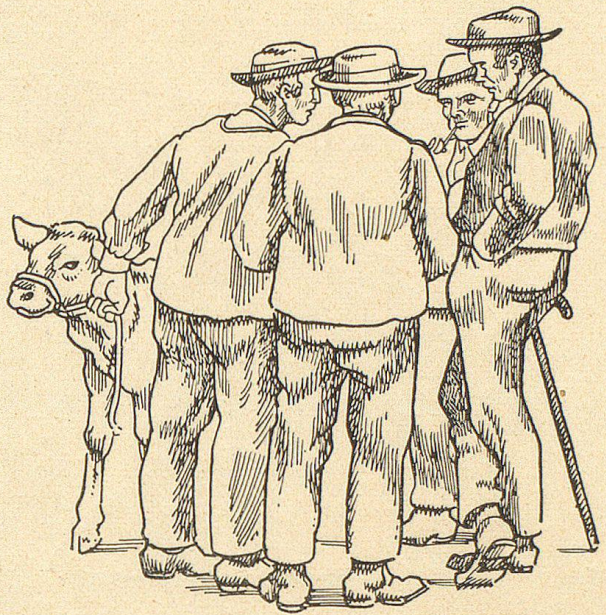
Einmal im Jahre, höchstens zweimal, liefern die kleinen Städtchen und großen Dörfer im Lande herum allen Leuten den Beweis, daß es einen Unterschied gibt zwischen den Ortschaften eines Kantons. Es gibt nämlich wichtige und andere — solche, die einen Markt haben und jene, deren Bewohner die wichtigen

Märkte besuchen müssen. So sehr sich aber diese bevorzugten Städtchen und Flecken „fühlen“, und so interessant es auch ist, einen solchen Markt vor seinen Fenstern zu haben — es geht doch nichts über jene Augenblicke, wo man als Kind den stundenweiten Weg zum Jahrmarkt ging.

Einen langen Herbst hindurch nährten Vater und Mutter unsern Arbeitseifer mit dem stets verlockenden Hinweis auf den kommenden Jahrmarkt. Ich glaube, man hat die Märkte lediglich deswegen so spätgelegt, daß alle Eltern auf dem Lande dieses untrüglich einschlagende Erziehungsmittel zur Hand haben, bis auch die letzte Mostbirne unter Dach ist. Denn die kleinen Händchen können unglaublich fleißig sein, wenn als Belohnung ein Jahrmarkt in Aussicht ist — auch wenn es noch Wochen dauert.

Einmal nimmt auch die Zeit des Wartens ein Ende. Der Traum von Musik und Schaukel, Magenbrot und Haarmaschen wurde zur Wirklichkeit. Schon von ferne tönte durch unsere wollenen „Kapuzen“ die ewiggleiche Melodie der Reitschule und die verlockenden Ausrufe der Händler. Ein Gewirr sondergleichen nahm uns auf, und krampfhaft hielten wir einander fest. So regelmäßig der Jahrmarkt kam, so gewiß bekamen wir Streit, wenn wir die Route zurechtlegten, nach der wir den Markt am besten durchstreifen wollten. Die Mädchen zog es nach den Ständen, die möglichst viel Buntes und Billiges feilboten, die Buben aber verlangten steif und fest nach der Schaukel, nach dem Viehmarkt und der sonderbaren Einrichtung, an der die kleinen Helden mit einem „Holzschlegel“ die Kraft messen konnten. Das Resultat war allemal, daß jedes seiner Passion nachging und daß man einander abends atemlos und händeringend suchen mußte.

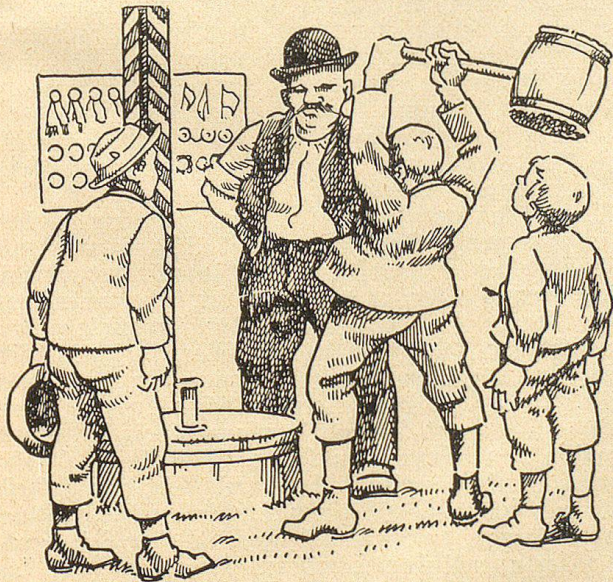
Oh, die Herrlichkeit, so einen lauten, bunten Nachmittag lang durch den Markt zu gehen! Da tat sich dem Kinderherz eine Welt auf, die nie in die Stille des kleinen Dorfes kam. Eifrig suchten unsere Augen nach den Geheimnissen dieser Welt der Stände, der

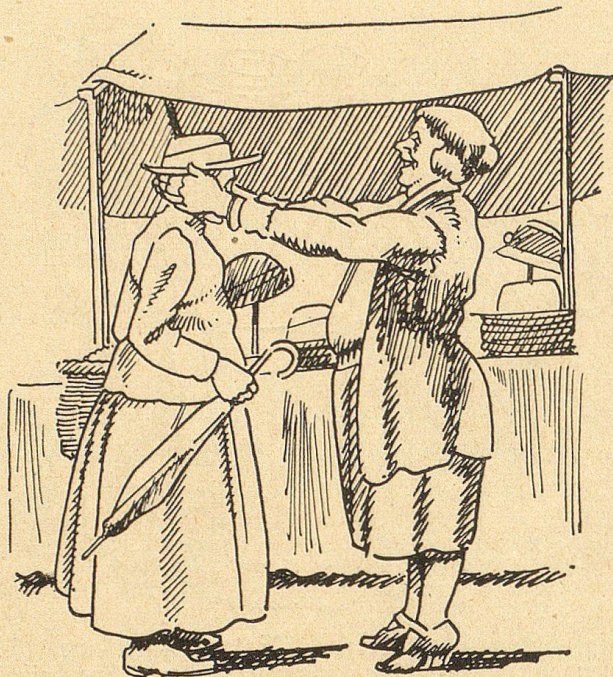


aufgeputzten oder vernachlässigten Marktleute, die einen ganzen Tag lang schreien können, ohne heiser zu werden. Scheu tasten die Händchen nach den Spiegeln, den Seidenbändern und „goldenen“ Broschen, um schnell zu verschwinden, wenn der Händler nach dem Begehren fragte. — Du liebe Zeit, unsere Barschaft war nicht darnach, daß man sich daraus hätte alle Wünsche erkaufen können. Immer, wenn etwas besonders Schönes, Billiges lockte, erstand vor unserem Geiste das Magenbrot, das man dem kranken Schwesterlein bringen wollte — der Kartoffelschaber für die Mutter — Muskatnüsse, die man ausgerechnet am Jahrmarkt spottbillig kauft. Ich erinnere mich heute noch, wie ich mir alle Jahre vornahm, einmal den türkischen Bienenhonig zu versuchen, der so einladend weiß und rot einen anlachte. Und durch meine ganze Kinderzeit ist es beim Wunsche geblieben; denn nie reichte mein Jahrmarktsgeld dazu. Dafür glänzten dann Mütterleins Augen, wenn ich die Geschenke auspackte, und zu meinem Trost redete ich mir immer ein, dieser farbige Honig mache gewiß Bauchweh.

Manchmal trafen wir auch unsere Brüder wieder. Die hatten nach einer Stunde regelmäßig keinen Rappen mehr, dafür aber prangten aber auf ihren grünen Ritteln alle möglichen Ehrenzeichen und Verdienstorden, die sie bei der besagten „Kraftprobe“ errungen hatten. Sie stolzierten so selbstbewußt umher wie ordengeschmückte Minister und bissen ab und zu von einer Wurst, die sie aus dem Rest ihres Vermögens erstanden hatten. Im dichten Gewühl entschlüpfen wir ihnen aber und verleugneten unsere Zusammengehörigkeit — wer wollte auch mit so „ausverkauften“ Brüdern durch den Markt gehen, solange man selber noch ein paar Bazen hat?!

So weit ich mich erinnern kann, blieb sich der Jahrmarkt der gleiche. Wir kannten genau den Standort des „billigen Jakob“, wußten seine Sprüche auswendig und hörten doch alle Jahre mit offenem





Munde zu, wie er seine Patenthosenknöpfe an den Mann brachte. Heute wie vor zwanzig Jahren hält er seinen „sermon“, verkauft den Bauern die geheimnisvollen Regenschirme, die sich so fabelhaft rasch öffnen; hängt jungen Burschen Ansichtskarten für das Liebchen an, das sie nie haben, und kann die klugste Frau dazu bringen, unnötigen Schund zu kaufen, wenn er ihr „schöni Zumpfere“ sagt. Da laufen allerlei lustige Gestalten über den Platz — Bauern, die den neuen Filzhut über den alten gestülpt haben, und wenn man ob des drolligen Anblickes lacht, dann lachen sie auch — ja, die Welt ist heute so lustig! Ueber die Achsel hängen ihnen unfehlbar ein Bund Stricke und die dicken Holzböden für die kommende „Büschelaison“. Junge Mädchen probieren sich fichernd einen Winterhut und horchen gespannt, was etwa der Toni dazu sagt, der ihnen auf Schritt und Tritt nachgeht. Der Jahrmarkt wird nicht selten zum bevorzugten Stelldichlein, gegen das die elterliche Autorität nicht ankommen kann — es war immer so und wird so bleiben, solange die Romantik von Liebe und Jahrmarkt bestehen bleibt.

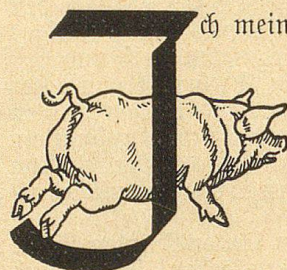
Manchmal spielt auch ein Stück Tragik mit. Nicht immer ist ein sonniger Herbsttag beschieden; oft stürmt es auch, regnet den Marktfrauen in die Kleiden hinein, wirft der wandelnden Modeschau die Pariser Modelle von den Ständen, hebt die Zelte von den mit Geheimnissen angefüllten Buden und enthüllt das schrecklichste Löwenweib als ganz harmloses Zirkusmädchen, dieweil es eben daran ist, hinter den Kulissen die Mähne kunstgerecht umzubinden. Der Regen wäscht den echten Neger weiß, der eine niedagewesene Attraktion ankündigt, und zu Tode erschrocken ruft ihn der Direktor von seinem Posten.

Die solidesten Bauernfrauen können am Markttag stundenlang bei einer Bratwurst und rotem

Weine sitzen. Es ist für viele von ihnen das einzige Mal im Jahre, daß sie sich das leisten, und darum essen sie ihre Wurst schier mit Andacht. Die Männer sind indessen laut und lustig, freuen sich über den guten Handel auf dem Viehmarkt und führen beim Znacht Frau und Kinder und Pakete und Luftballone auf dem Oberländerwagen nach Hause.

Gewiß hat hinter jedem Jahrmarkt eine kleine Enttäuschung gestanden. Man mußte aufbrechen, wenn die Händler anfangen, billig zu verkaufen, wenn die Laternen so heimelig brannten und die Musik erst recht schmeichelte. Abends war dann der erste Ballon bereits ausgerissen, ein anderer lag am Morgen trostlos am Boden, die Haarbündel hielten sich nie gut und das Magenbrot wurde nach Mutter's Urteil von Jahr zu Jahr minder. Was aber Bestand hatte, das war der Wahn unserer Brüder, stark zu sein, und wenn wir daran zweifelten, holten sie ihre „Dekoration“ hervor, und unser spöttisches Lachen und Zöpfeschwenken quittierten sie mit „handlichen“ Beweisen. Jedes Jahr drohte Mutter, uns nicht wieder zum Markte gehen zu lassen — und nie brachte sie es übers Herz, uns den Zauber dieses bunten, trügerischen Tages zu entziehen.

## Metzgete.



Ich meine nicht die Metzgeten, die zu dieser Jahreszeit jedes Zeitungsblatt ankündigt mit der Wiedergabe riesengroßer Blut- und Leberwürste. Die echten, vaterländischen Schlachtfeste im Bauernhause liegen mir im Sinn! Beim Gedanken daran spüre ich in den Tiefen meines Inneren das Verlangen, noch einmal die Seligkeit durchzukosten, die mit dem Begriff „Metzgete“ für uns Kinder verbunden war!

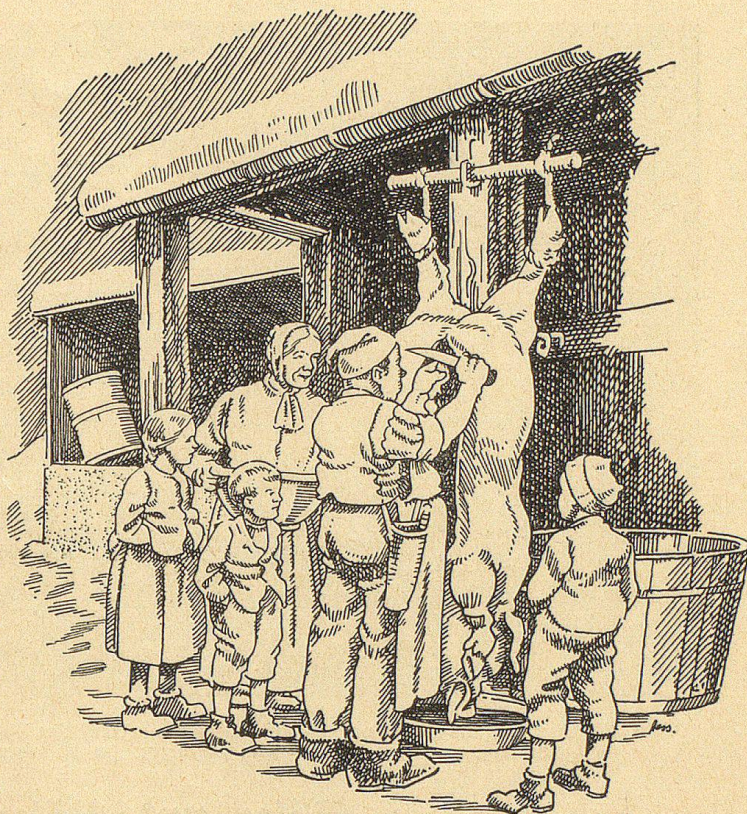
Was ist doch das für ein Zauber, der in der Zeit vor diesem bäuerlichen Kochfeste liegt! Jemandwie fühlt man die gute, fette Zeit nahen und hört des Hauses Mutter siebenmal täglich den Refrain wiederholen: „Jo, wemmer dann gmezget hond!“ Bei dieser Aussicht schluckt man den fleischlosen B'mittag und die „Rösti“ zum Kaffee — oh, man wird diese magern Tage nachholen!

Soweit ich mich an meine Kindheit erinnere, begann der große Tag immer mit Schnee, meistens mit Sudelwetter, jodaß uns die Menagier duzendmal vom warmen Ofen in die Kälte der Scheune führte, unter deren breitem Vordach der Schauplatz der Festlichkeiten lag. Am frühen Morgen gab's für Groß und Klein eine Menge Dinge zu tun, und heute weiß ich noch um jenen eigentümlichen Duft, der am Mittag Haus und Hofstatt durchzog — ein seltsames Gemisch von winterlicher Kälte, Ofenwärme, Knoblauch, Zwiebeln und Wasserdampf. Wenn das Fest nicht rücksichtsvoll auf einen schulfreien Nachmittag verlegt wurde, quälte und langweilte man sich durch die schier unendlichen Schulstunden hindurch, vor sich

immer die schreckliche Möglichkeit, das Schwein könnte schon geschlachtet sein, bevor unsere Teilnahme möglich gewesen wäre. Denn das Schönste und Interessanteste war halt doch immer der Moment, wo das rötliche Borstentier vom starken Metzger in das siedendheiße Bad geworfen und dann erbarmungslos seiner fargen Zierde beraubt wurde. Während wir der Prozedur mit leuchtenden Neuglein und frierenden Näslein zusahen, rührte nebenan eines wie „läh“ das dampfende Blut, aus dem nachher die wunderbarsten Blutwürste werden sollten. Sobald dann aber der entscheidende Schnitt durch das leblose Ungeheuer getan war, stand die Mutter mit der großen Schüssel da und prüfte kritischen Auges die Dicke des Spekes — je nachdem rühmte oder schmähte sie das arme, schuldlose Tier!

Um vier Uhr aß man bereits die frische Leber mit dem obligaten Kartoffelsalat, und es war immer eine wohlthuende frohe Atmosphäre um den großen Tisch, wenn die aktiv und passiv Beteiligten so kräftig aßen und die Mutter rühmte, die halt doch die Leber am besten kochte. Dann wurde später die dämmerige Küche zu einem wahren Laboratorium, wo alle Sachverständigen die Blutmischung bereiteten, Zwiebeln dämpften, Pfeffer und Majoran abwogen, Milch abkochten und Fett rüsteten. Wo in aller Welt werden wohl Würste hergestellt mit so viel Liebe und Begeisterung, Sorgfalt und Ausdauer wie in der Küche eines Bauernhauses? Darum sind sie aber auch die besten, die es geben kann, und noch keinem Metzger ist es gelungen, etwas so Delikates zu fabrizieren wie die Blutwürste „von daheim“, die immer wieder in der Erinnerung auftauchen.

Man weiß es im ganzen Dorfe, wenn ein Haus sein Schlachtfest hat. Jeder fühlt sich da tief mit dem Glücklichen verbunden, dem nun auf zartem Heu die langen, dicken und kurzen Würste liegen. Und abends huschen dann auch die Kinder mit Körbchen und Platten um die Haussecken, stehen hoch aufatmend in dunklen Fluren und sagen ihr Sprüchlein: „I hon do no d'Wörscht!“, senken verwirrt die Köpfe, wenn sie den dargebotenen Zwanziger nehmen und



murmeln: „Danke, es ischt nöd nötig!“ Dann laufen sie beglückt heim und zählen unter der Straßenlaterne den Schatz, den ihnen die Metzger eingebracht hat. Ja, es ist etwas Herrliches um dieses Vertragen der Blutwürste — es kittet brüchige Freundschaften, fördert das gute Einvernehmen mit dem Lehrer und dem Pfarrer und bedeutet eine willkommene Neufindung der Sparkäffelein, die nun bald für die Heimlichkeiten von Weihnachten herhalten müssen.

Metzger im Bauernhause!

Es ist ein Ding für sich, ein ureigenes Fest, dessen Zauber und Herrlichkeit nur derjenige ganz erfährt, der es als Kind erlebt hat — der seiner Mutter Freude sah beim Anblick der gefüllten Schmalzhäfen, der seinen Vater mit unsagbarem Genusse die erste Wurst verspeisen sah, wer mit hochklopfendem Herzen und zitternder Hand den „Trägerlohn“ empfing!

## Gommersonntag im Dorfe.

Der Sonntag ist ins Dorf gezogen  
Mit einem Sträußchen an dem Hut.  
Und jeder ist ihm wohl gewogen  
Und ist dem holden Jüngling gut.

Die Woche ist davongegangen  
Von harter Arbeit müd' beschwert,  
Nun hat, den Sonntag zu empfangen  
Man Haus und Gassen ausgekehrt.

Und durch die feierliche Ruhe  
Des Morgens klingt ein hell Geläut  
Die Mädchen nehmen aus der Truhe  
Das neue, schmucke Sesttagskleid.

Sie pflücken sich zum Kirchengange  
Ein duftend Zweiglein Kosmarin,  
Und lieblich schwebet beim Gesange  
Durchs Gotteshaus das Sommerblühh.

Bertha Hallauer.